

Anne Weber

Liebe Bindestriche

Antrittsrede

Liebe Bergener, liebe Enkheimer – und liebe Bindestriche, denn ein Bindestrich ist es, der euch miteinander verbindet; wir sollten diese kleinen Dinger nicht vergessen, bedürfen wir ihrer doch immer dringender in letzter Zeit.

In gewisser Hinsicht bin ich wahrscheinlich langsam selbst ein wandelnder Bindestrich; zwischen Deutschland und Frankreich, zwischen der deutschen Sprache und der französischen. Seit einiger Zeit kommt aber noch etwas anderes hinzu: Ich weiß nicht, ob es eine allgemeine Tendenz ist oder eine persönliche, aber je älter ich werde, umso mehr fühle ich mich zu anderen Menschen hingezogen. Das heißt, ich komme eigentlich ganz gut ohne aus. Aber wenn ich welche sehe, wenn ich Unbekannten begegne, sind sie mir weniger gleichgültig als früher, es sind zwar immer noch nicht ganz meine Nächsten, aber auch längst nicht mehr meine Fernsten, ich ignoriere sie nicht, ich stecke sie in keine Ecke, wenigstens nicht mehr so bereitwillig, stattdessen grüße ich sie freundlich, außer in großen Städten, wo man, wenn man damit anfinge, sonst nichts anderes mehr täte. Wenn so ein Weder-Nächster noch -Fernster, so eine Weder-Nächste noch -Fernste meinen freundlichen Gruß nicht erwidert, was immer wieder vorkommt, wenn sie oder er also ungerührt an mir vorüberzieht, als wäre ich unsichtbar, nicht vorhanden, nicht beachtenswert, ziehe ich, sobald wir aneinander vorbei sind, eine miesepetrig Grimasse, eine Grimasse, die weder meine eigene Reaktion widerspiegelt – so miesepetrig fühle ich mich gar nicht – noch das Gesicht nachahmt, das mir die Passanten gezeigt haben; tatsächlich sind diese absolut ausdruckslos an mir vorbeigestapft, haben mich noch nicht mal eines mürrischen Gesichts für würdig befunden. Vielmehr mache ich eine griesgrämige Miene nach, die auf ihren Gesichtern zwar nicht zu sehen war, die ich aber trotzdem sah, ihre geistige Miene quasi, und die sieht ähnlich aus wie meine, wenn ich hinter ihrem Rücken die Mundwinkel runterziehe und grimmig aus der Wäsche schaue. Das ist meine kleine Rache, die ich aber eigentlich eher freundlich finde, denn sie ist bloße Heiterkeit und frei von Abneigung, sodass ich mich schon frage, ob ich nicht dabei bin, ein guter, nein, ein besserer, nein, ein weniger schlechter Mensch zu werden. Und das ist nun der Moment, den Sie Bergen-Enkheimer mit sicherem Instinkt abgepasst haben, um mich in Ihre Mitte zu holen. Chapeau!

Das klingt jetzt allerdings so, als wäre ich so dreist, Sie zur Wahl meiner selbst zu beglückwünschen, was mich in jene ferne Vergangenheit zurückversetzt, in der ich, siebzehn- oder gerade achtzehnjährig, mit dem Gedanken spielte, eine Verlagslehre zu machen. Ich ging das damals nicht besonders entschlossen an, aber doch zielstrebig genug, um ein Bewerbungsschreiben an verschiedene Verlage zu verschicken. Wie die Bewerbung aussehen sollte, hatte ich zusammen mit meiner besten Freundin Pia ausgedacht. Sie wollte Künstlerin werden und ist es auch geworden, weshalb sie für die Gestaltung zuständig war und ich für den Text. Letzterer war sehr kurz und fing so an: »Sehr geehrte Damen und Herren, ich gratuliere Ihnen zu meinem Entschluss, eine Lehre als Verlagskaufmann bei Ihnen anzufangen.« Nicht sehr komisch, gebe ich von heute gesehen zu. Dafür war die

Gestaltung durchaus gelungen. Die Bewerbung ähnelte einer jener Post- oder Spielzeugkarten, aus denen sich beim Auffalten unvermutet ganze Häuser oder Landschaften herauswölben. Aus unserer Karte streckte sich einem, sobald man sie aufklappte, eine große stracke Glückwunschhand aus heller Pappe entgegen.

Natürlich hat mich keiner der auf diese Weise angeschriebenen Verlage in die Lehre genommen, die meisten haben es noch nicht einmal für nötig gehalten, auf mein Schreiben zu antworten, und so blieb mir nichts anderes übrig, als auf andere Weise Eingang in einen Verlag suchen. Das hat dann allerdings noch ein paar Jahre gedauert.

Bei Ihnen brauchte ich mich gar nicht erst zu bewerben, was viel besser ist und, wie man sieht, auch erfolgversprechender. Wenn ich es recht verstanden habe, scheint diese Einrichtung hier in Bergen-Enkheim auf eine Art Liebesgeschichte zwischen einer Stadt und ihrem Schreiber oder ihrer Schreiberin hinauszulaufen. Welche Geliebte möchte schon, bevor sie erhört wird, in einem Bewerbungsschreiben mit ihren Vorzügen werben, ihr seidiges Haar, ihre betörende Stimme und ihre bisherigen Erfolge preisen müssen? Nein, mir ist es wirklich lieber so, wie es war: Das Ganze ging von Ihnen aus und ich brauchte dann nur noch »Ja« ins Telefon zu hauchen.

Das – also das hingehauchte »Ja« – war vor ein paar Tagen, doch im August, wenn ich diese Rede, die ich gerade angefangen habe zu schreiben, vor Ihnen halten werde, wird es drei Monate her sein. In drei Monaten kann viel passieren, haben wir im Mai festgestellt, wenn wir uns an die Zeit »davor« erinnerten, an eine Zeit, in der wir noch nichts von Covid-19 ahnten und stattdessen vielleicht mit der Gruppe 47 beschäftigt waren. Innerhalb von drei Monaten kann sich die Welt offensichtlich auf den Kopf stellen. Die Zeit hat vor kurzem angefangen, sich auf absolut unübliche Weise zu weiten und uns von denen zu trennen, die wir gerade noch waren, und so werde ich Ihnen, wenn es so weiter geht, Ende August mit meiner im Mai entstandenen Rede vermutlich so fern wie ein Steinzeitmensch vorkommen. Es wird für Sie vielleicht interessant sein, eine Neandertalerin aus dem Mai-Zeitalter zu Ihnen sprechen zu hören.

Im Mai und auch noch im Juni sah es so aus, als würde ich diese Rede nicht, wie es in Bergen-Enkheim Tradition ist, in einem Bierzelt vor tausend dicht aneinandergedrängt auf langen Bänken Sitzenden, sondern im Freien vor ein paar Vereinzelten halten. Statt eines lauten und fröhlichen Volksfestes ein Maskenball mit ausgesuchten Gästen und statt Bier und Wurst wahrscheinlich – gar nichts. Oder ein Zuprosten aus dem gebotenen Sicherheitsabstand? Vielleicht wird es auch anders kommen und ich werde in gepixelter Form in Ihre jeweiligen Wohnzimmer eindringen. Im Mai würde es uns nicht gewundert haben, wenn man uns erklärt hätte, das Vernünftigste sei, fortan nur noch unsere Hologramme miteinander verkehren zu lassen und unsere fleischliche Hülle auf dem heimischen Sofa zu lassen.

Vieles hat sich schlagartig verändert, angefangen mit uns selbst, und doch gibt es ein paar Dinge, die Bestand haben, bei mir ist es z. B. eine seltsame Neigung zum Aberglauben, die ich vorher schon hatte und jetzt erst recht habe und die seit kurzem eine Neigung zum Größenwahnsinnigen bekommt. Tatsächlich frage ich

mich manchmal, ob ich die Pandemie nicht hätte verhindern können. Sie werden sich sagen: Was haben wir uns denn *da* für eine in die Stadt geholt? Ich kam auf diese Idee, weil ich festgestellt habe, dass die unheilvollen Ereignisse meistens solche sind, vor denen ich nicht oder nicht genug Angst hatte. Umgekehrt ist keine der Katastrophen, vor denen ich mich je gefürchtet habe, eingetreten. Stattdessen ist nun etwas eingetreten, wovon ich mich nie gefürchtet, ja, woran ich nie einen Gedanken verschwendet habe. Liegt da nicht die Vorstellung nahe, dass ich nur wachsam sein und mich vor einem Ereignis fürchten müsste, um es zu verhindern?

Tatsächlich habe ich das Gefühl, dass meine Angst mich schützt und dass ich mich im Grunde nur unablässig mit ihr zu wappnen brauchte, um dem Schlimmsten zu entgehen, nur: Wie stelle ich das an? Ich habe zwar vor allem Möglichen Angst, vor Krieg, vor einer Diktatur, vor einem Nuklearunfall, vor Krebs, vor Flugzeugabstürzen, vor Autounfällen und noch vor zig anderen Schrecklichkeiten. Immer wieder aber gibt es etwas, was ich nicht im Blick habe, ja, wovon ich womöglich noch nie oder nur andeutungsweise gehört habe, und diese Lücke in meinem Festungswall aus Angst nutzt das Unheil aus, um zuzuschlagen. Paff! Eine mysteriöse Viruserkrankung.

Nun ist sie da. Aber das Leben geht weiter, wie es gewöhnlich heißt, was eine der dümmsten Redewendungen ist, die man sich denken kann. Als ob das Leben eine Wahl hätte! So lange es nicht aufhört, so lange es also Leben ist und nicht etwas anderes, geht es weiter, was bleibt ihm übrig? Sind nicht Weitergehen und Leben mehr oder weniger gleichbedeutend?

Und das Schreiben? Geht es auch einfach weiter? Sind womöglich – ganz egal, was auf der Welt passiert – für manche Menschen Leben und Weitergehen und Schreiben gleichbedeutend?

Das soll nur eine kleine, unbeantwortet bleibende Zwischenfrage sein, denn wenn Leben und Schreiben für mich eins wären, würde ich es weder in einem Bierzelt noch im Freien noch auf einer Leinwand in die Welt hinausposaunen wollen. Ein Satz wie »Ich kann nicht leben ohne zu schreiben« ist etwa so peinlich wie »Ich sitze gerade an einem Meisterwerk«. »Ich sitze gerade an Schrott« hingegen kann man ohne weiteres sagen, und das ist es auch, was ich vorhabe zu antworten, falls Sie mich demnächst in Bergen-Enkheim treffen und mich fragen sollten, woran ich zur Zeit arbeite. Aber da Sie nun die Antwort schon kennen, brauchen Sie mich eigentlich gar nicht mehr zu fragen.

Das wiederum hört sich jetzt an, als wollte ich von Ihnen lieber in Ruhe gelassen werden – genau das Gegenteil ist der Fall! Lassen Sie mich nicht in Ruhe! Auf keinen Fall!

So ist es beim Schreiben, auch beim Reden-Schreiben: Man schreibt etwas, und augenblicklich merkt man, dass man eigentlich etwas anderes sagen wollte; falls man denn überhaupt etwas sagen wollte. Auch merkt man, dass der Satz anders geschrieben ist, als man ihn hätte schreiben wollen. Man könnte den Satz nun also streichen, aber so falsch war er vielleicht auch wieder nicht, zudem kann ein Satz natürlich nicht nur richtig oder falsch sein, sondern vieles andere dazwischen oder außerhalb. Überhaupt ist es mit den Gedanken so, dass sie eigentlich nie stillstehen

und in diesem erstarrten Zustand dann mühelos abgebildet werden können, sondern sie sind ein Gewoge im Kopf, weshalb es unter Umständen nicht reicht oder nicht nötig ist, einen solchen nicht ganz oder nicht jederzeit zutreffenden Satz zu streichen. Stattdessen verspürt man das Bedürfnis, ihn im nächsten Satz zurechtzurücken, und da sich auch dieser nächste Satz, kaum ist er geschrieben, als nicht ganz zutreffend erweist, kommt unter Umständen am Ende nicht nur eine Rede, sondern ein ganzer Roman zustande.

Vielleicht werde ich in Bergen-Enkheim eine hübsche kleine Novelle anfangen, die sich dann aber zu einem Roman, ja, zu einem gewaltigen Wälzer ausweitet, denn Sie sehen ja nun selbst, wie schwierig es ist, einen einmal aufgeschriebenen Gedanken einfach so stehen zu lassen, wie er ist, und dass man sehr leicht in Versuchung gerät, ja, sich gezwungen sieht, ihn weiterzuführen und dabei abzuwandeln oder zu nuancieren, und so werde ich womöglich in Bergen-Enkheim den längsten Roman des Jahrhunderts schreiben, einen Domino-Roman, in dem jeder neue Satz eine revidierte Fassung des vorigen ist, in dem aber natürlich der eine, der letzte, vollkommene Satz nie erreicht werden wird. Vielleicht werde ich in Bergen-Enkheim den Roman schreiben, in dem alle Urfassungen, die ich eigentlich irgendwann für teures Geld an das Literaturarchiv in Marbach hätte verkaufen wollen, enthalten sind.

Aber in einem Roman wird doch etwas erzählt, werden Sie vielleicht sagen oder sich denken. Das ist doch keine Aneinanderreihung von Gedanken, die zurechtgerückt werden müssten. Kommt ein bisschen auf den Roman an, werde ich Ihnen antworten; es gibt Leute, die, obschon keineswegs Denker und schon gar keine großen, das Denken nicht ganz lassen können.

Doch da dies hier keine Poetikvorlesung, sondern eine Festrede werden soll, komme ich lieber noch mal auf die Liebesgeschichte zwischen einer Stadt und ihrer Schreiberin zu sprechen.

Würde die Kamera sich in einem schnellen Rückwärtszoom entfernen und ganz Deutschland oder ganz Europa in den Blick nehmen, sähe es aus, als lägen Bergen-Enkheim und meine Geburtsstadt Offenbach dicht beieinander oder als handele es sich gar um ein und denselben Ort. Aus der Ferne betrachtet wirkt meine Reise nach Bergen-Enkheim wie ein Heimkommen. Tatsächlich aber erinnere ich mich nicht, es in den Jahren meiner Kindheit und Jugend in Offenbach je bis nach Bergen-Enkheim geschafft zu haben. Was hätte ich auch hier gesollt? Man braucht als Kind schon mindestens einen Onkel in Bergen-Enkheim, um hierher zu gelangen. Ich kehre also keineswegs an diesen Ort zurück, sondern hole etwas nach, was ich lange versäumt habe. Endlich also liegst du vor mir: Bergen-Enkheim!

Wenn ich nun aber ehrlich bin mit Ihnen und mit mir selbst – und als protestantisch geprägter Mensch komme ich um die Ehrlichkeit schwerlich herum –, wenn ich also ehrlich bin, stellt sich mir heute noch dieselbe Frage: Was soll ich eigentlich in Bergen-Enkheim?

Gut, ich bin jetzt Stadtschreiberin und als solche habe ich so viel wie möglich hier zu sein, aber das beantwortet meine Frage nicht. Stellen wir sie also noch einmal anders: Wenn ich, während ich in Bergen-Enkheim bin, hier etwas tue, was ich

genauso gut irgendwo anders tun könnte, welchen Sinn hat dann meine Anwesenheit? Keinen besonderen?

Aber vielleicht können wir ihr einen Sinn geben? Womöglich gar einen Nutzen?

Ein Stadtschreiber war im Mittelalter ein Jurist, ein hoher städtischer Verwaltungsbeamter, ein mächtiger Mann, der im Dienst seiner Stadt stand. Wenig bis nichts davon hat sich bewahrt bis in die heutige Zeit. Der Stadtschreiber ist längst kein Jurist mehr und er ist auch nicht mächtig. Wie man sieht, ist er noch nicht einmal unbedingt ein Mann geblieben. Wie früher wird er allerdings entlohnt für seine Arbeit. Warum sollte sich dann aus diesem Amt nicht auch weiterhin irgendein Nutzen für die Bürger ergeben?

Ja, warum nicht. Nur: Wie könnte dieser Nutzen aussehen? Und: Hat Kunst nicht nutzlos zu sein? Jedenfalls von keinem unmittelbaren, praktischen Nutzen für den Leser, Anschauer, Hörer? Zu nichts zu gebrauchen?

Das mag sein. Doch ob etwas nutzlos ist oder nicht, kann letztlich nur der eventuelle Nutznießer oder die Nutznießerin selbst bestimmen. Es scheint einzig und allein von ihrer oder seiner Person und von der Situation, in der er oder sie sich gerade befindet, abzuhängen. In manchen Lebenslagen kann auch eine Ohrfeige durchaus nützlich sein. »Wenn das Buch, das wir lesen, uns nicht mit einem Faustschlag auf den Schädel weckt, wozu lesen wir dann das Buch?«, meinte Kafka. »Damit es uns glücklich macht, wie Du schreibst? Mein Gott, glücklich wären wir eben auch, wenn wir keine Bücher hätten, und solche Bücher, die uns glücklich machen, könnten wir zur Not selber schreiben. Wir brauchen aber die Bücher, die auf uns wirken wie ein Unglück, das uns sehr schmerzt, wie der Tod eines, den wir lieber hatten als uns, wie wenn wir in Wälder vorstoßen würden, von allen Menschen weg, wie ein Selbstmord [...].«

Ja.

Da wäre also auf der einen Seite Kafka, das Buch als Tatwaffe und als Mordinstrument (Selbstmordinstrument).

Auf der anderen Seite? Die Steuergelder. Ich weiß nicht, wie ein Stadtparlament zusammengesetzt sein müsste, damit es ein jährliches Budget von zwanzigtausend Euro dafür bewilligt, dass die Bürger am Ende eins über die Rübe bekommen.

Aber ich kann Sie beruhigen: Längst nicht alle guten Bücher erfüllen Kafkas Kriterien; die meisten von ihnen sind weit weniger gewalttätig: *Don Quijote* zum Beispiel oder Marcel Prousts *Recherche*. Und sogar der von Kafka mit großer Freude gelesene Robert Walser drischt keineswegs – auch nicht metaphorisch – auf den Leser ein. Es besteht also die Hoffnung, dass Sie unbeschädigt aus dieser Sache wieder herauskommen.

Mir schwebt vor, eine Stadtschreiberin könnte eine sein, die Geschichten aufschreibt, die ohne sie verloren gingen. Ich möchte Ihnen deshalb einen Vorschlag machen:

Von Ende September an wird es regelmäßig einen Tag geben, an dem Sie mich im Stadtschreiberhäuschen besuchen können; am besten nicht alle auf einmal, wir können das vorher absprechen. Sie kommen und erzählen mir eine Geschichte. Ich denke dabei ausdrücklich nicht an selbst Erlebtes, sondern an eine Geschichte, die Sie von irgendwem, von Ihrer Mutter vielleicht vor vielen Jahren oder von einem Nachbarn oder von einer unbekanntem alten Frau im Zug einmal erzählt bekommen haben und die in Ihrem Gedächtnis haften geblieben ist.

Warum nichts selbst Erlebtes? Weil das Selbsterlebte oft mehr für die eigene Person als für andere von Bedeutung ist. Wenn sich Ihnen aber eine fremde, womöglich von weit her kommende Geschichte so eingepägt hat, dass Sie sie über Jahre oder gar Jahrzehnte hinweg behalten haben, dann muss an ihr etwas sein, was nicht nur dem oder der unmittelbar davon Betroffene(n), ihrer ersten Erzählerin, ihrem ersten Erzähler naheging, sondern auch Ihnen. Etwas, was Sie derart fasziniert, beunruhigt, geängstigt, beglückt hat über die Jahre hinweg, dass es Ihnen nie wieder aus dem Kopf ging.

Es muss keine weltbewegende Geschichte sein, noch nicht einmal eine stadtbewegende. Es genügt schon, wenn Sie selbst von ihr bewegt wurden. Die Welt ist voller Geschichten, die niemand weitererzählt.

Nehmen wir nun an, Sie gehen auf meinen Vorschlag ein und kommen mir eine Geschichte erzählen. Und dann? Wie geht es weiter?

Will ich auch hier wieder ehrlich sein, und das will ich wohl, muss ich antworten: Ich kann es Ihnen nicht sagen. Nicht etwa, weil es ein Geheimnis wäre, sondern ganz einfach, weil ich es nicht weiß. Ich kann Ihnen zum Beispiel nicht versprechen, all diese Geschichten Wort für Wort so aufzuschreiben, wie Sie sie mir erzählt haben. Im Übrigen brauchte es mich dazu nicht, das könnte genauso gut ein Aufnahmegerät übernehmen.

Was also sonst?

Auch was zwischen Ihnen und mir in diesen Augenblicken seinen Anfang nimmt, kann eine Geschichte werden. Ihr Ende ist noch offen. Ihr Anfang aber ähnelt insofern einer Liebesgeschichte, als er voraussetzt, dass Sie ein bisschen Vertrauen in mich haben.

Ich bedanke mich bei den Mitglieder der Jury, bei der Stadt Frankfurt und damit bei allen Frankfurter Bürgerinnen und Bürgern, sind sie es doch, die diese Auszeichnung stiften, und bei Ihnen allen, die Sie mir zugehört haben.

Enthalten in: **Stadtschreiberei. Von Anja Kampmann zu Anne Weber.** Verlagsbuchhandlung Bergen erlesen. Hg. von Anna Doepfner, Charlotte Brombach, Renate Müller-Friese und Ulrich Sonnenschein, Frankfurt am Main 2020, 64 S., ISBN 978-3-9822203-0-7. Erhältlich im Buchhandel und über *Bergen erlesen* (Tel.: 06109 50 90 199. E-Mail: info@bergenerlesen.de)